

„Luxus und Sparsamkeit“.

In der 20. Tagung des evangelisch-sozialen Kongresses in Heilbronn hat Graf Posadowsky einen Vortrag über „Luxus und Sparsamkeit“ gehalten. Er führte u. a. aus:

Ich halte Ihnen keinen gelehrten Vortrag über eine Frage, mit der sich seit Jahrhunderten Vertreter der Ethik und der Volkswirtschaft beschäftigt haben. Ich trete ein für das innere Recht Ihrer Bestrebungen. Die Gegner der modernen Sozialpolitik sehen sich in Widerspruch mit dem Christentum und mit der Sittenlehre aller gebildeten Völker. Gegenüber der wachsenden Bevölkerung und der modern-industriellen Entwicklung können weder individuelle Wohltätigkeit noch öffentliche Armenpflege ausreichen. Deutschland und ihm nach auch andere Staaten haben darum den Weg der sozialen Gesetzgebung beschritten. Wir Deutsche sind die Pionier auf diesem Gebiet. Präsident Loubet sagte mir: „Die soziale Gesetzgebung Deutschlands wird revolutionierend auf die ganze gebildete Welt einwirken.“ Deutschlands wirtschaftlicher Aufschwung ist der größte in der Welt. Die Behauptung, die Ausgaben für die soziale Gesetzgebung seien mitschuldig an der Reichsfinanznot, ist ein zahlenmäßig nachweisbarer Irrtum. Falsch ist es zu sagen: Jetzt aber genug mit der Sozialpolitik! Das Volk mehrt sich, die Industrie entwickelt sich, damit ergeben sich fortgesetzt neue sozialpolitische Aufgaben. Was wäre aus unserem Vaterlande geworden ohne unsere soziale Gesetzgebung? Wir wollen unseren sittlichen und wirtschaftlichen Fortschritt nicht preisgeben.

Luxus und Sparsamkeit bilden die beiden Pole des wirtschaftlichen Lebens: auf der einen Seite Aufspeicherung wirtschaftlicher Werte, auf der anderen Seite Verbrauch. In Deutschland, England, sogar in Amerika mahnen jetzt die Staatsmänner zur privaten und öffentlichen Sparsamkeit. Das muß eine ernsthafte innere Ursache haben. Unsere Technik ist in der Verfeinerung so fortgeschritten, daß sie in Massen Güter hervorbrachte, ohne daß die vorhandenen Ersparnisse diese erwerben könnten. Daher Abwärtstendenzen und Geldmangel. — Eine begriffsmäßige Bestimmung des Luxus ist schwierig; was früher als Luxus galt, wird später allgemeines Volksbedürfnis. Die Grenzlinie zwischen dem unbedingt Notwendigen und dem Entbehrlichen verschiebt sich. Es wäre verkehrt, im Luxus etwas an sich Verwerfliches zu sehen. Die Rückkehr zum Naturzustand, die Rousseau will, ist schon volkswirtschaftlich ganz unmöglich. Schleiermacher sagt: „Ein

Volk, welches eingreifen will, darf keine idyllischen Sitten haben.“ Auch die „Mode“ ist nicht an sich verwerflich, so unsinnig sie manchmal sein mag. Ihre Auswüchse sind die Schattenseiten ihrer guten Eigenschaften. Durch den gegenseitigen Einfluß, der von der wechselnden Mode ausgeht, ist unsere Gesellschaft vor Chinesentum bewahrt. Und Mommsens Wort hat Recht: „Der Luxus ernährt mehr Arme als die almosenspendende Liebe“. Natürlich ist die Gefahr der Entwertung zugegeben. Ihr gegenüber müssen die sittlichen Mächte einsetzen. Dagegen stehen edler Luxus und Sparsamkeit nicht im Widerspruch. Im Mittelalter hat man den Luxus im Interesse der Ständegliederung mit der Polizei bekämpft, später hat man ihn besteuert. Damit richtet man sich auf Zunahme des Luxus ein. Im Reichstag hat man sehr mit Recht das allzuvielen Sekttrinken getadelt; zugleich aber erhöht man die Sektsteuer und rechnet also auf ein Zunehmen des Sekttrinkens. — Auch der Luxus der weniger Bemittelten ist durchaus erfreulich, wo er nicht im Mißverhältnis zu den Einnahmen steht. Jedem von uns werden unsere gutgekleideten deutschen Arbeiter besser gefallen als die verlotterten Arbeiter, wie man sie in Frankreich und England sehen kann. Gehobener Lebensstand ist ein Kulturfortschritt. Es gibt allerdings einen verletzenden Luxus, vor dem nur das Schicksalsgefühl bewahren kann. Schuld an solcher Entartung trägt oft die Verwöhnung der Kinder reicher Eltern. Es gilt, die Ausgaben abzustufen nach dem Grade ihrer inneren Notwendigkeit. Schlimm ist in Deutschland der Luxus der „Geselligkeit“, wobei die Reichlichkeit materieller Genüsse den Mangel an geistigem Gehalt ersetzen soll — wie oft auch ein theatralischer Aufwand mit geborgten Requisiten. Schlimm ist weiter der Luxus der Repräsentationspflichten, der dazu führt, maßgebende Beamte nicht nach ihrer geistigen Begabung, sondern nach ihrer Geldmitteln auszuwählen. Am schlimmsten ist der Trinkluxus, der glücklicherweise im Abnehmen begriffen ist. — Sparsamkeit ist das wirtschaftliche Verfahren, sich in den Grenzen seines Einkommens zu halten und womöglich noch etwas für die Zukunft zurückzulegen. Nicht sie, sondern der Geiz steht dem Luxus gegenüber; der Geiz ist schädlicher als die Verschwendung. Es gibt allerdings auch „geizige Verschwender“, die für sich allen Genüssen fröhnen, für andere aber die Taschen fest zumachen. Unter den Völkern sind die Franzosen besonders sparsam, freilich schon auch in ablestem Sinne; dort mangelt es an Unternehmungsgest. Ein besonders wichtiges Kapitel ist heute die Sparsamkeit in Staat und Gemeinde. Auch hier

gilt es, die Ausgaben nach ihrer inneren Notwendigkeit zu klassifizieren und den bequemsten Weg des fortgesetzten Schuldenmachens zu verlassen. Auch die jetzt geplante Reichsfinanzreform wird nicht viel weiter helfen; statt 500 sollte man 700 Millionen Mark an Steuern verlangen. Daß wir sie zahlen können, steht außer allem Zweifel. Mirabeau sagt: „Der schönste Staat kann verkümmern durch heillose Krankheit der Finanzen“. Dabei muß sich die führende Aristokratie der Geburt und des Besitzes ihrer Verpflichtung für die Allgemeinheit bewußt bleiben, sonst verliert sie das Recht auf Führung. (Lebh. Beifall.) Am Verwaltungsapparat wird nicht viel zu sparen sein; daran hindert die zunehmende Kompliziertheit des Wirtschaftslebens. Der spezifisch deutsche Reichtum ist die Gewissenhaftigkeit und fleißige Tüchtigkeit der Beamten und des ganzen Volkes. Daran festzuhalten ist moralische Sparsamkeit. „Weniger Rauch, mehr Feuer! Weniger Lärm, mehr Handlung“. (Stürmischer Beifall.)

Es folgte eine ausgiebige Diskussion. Traub (Dortmund): Es gilt heute auch den Luxus der Männer zu bekämpfen, wie er im Stugertum zutage tritt. Aus dem falschen Luxus kommen wir volks- und hauswirtschaftlich heraus, wenn wir mehr auf die Leistung als das bloße Verdienen sehen und den guten Geschmack pflegen. Prof. Bernhard (Berlin): Als Frankreich vor 50 Jahren etwa in derselben Lage war wie wir heute, kam dort eine „rationelle“ Reaktion. Die altruistischen Ausgaben wurden gekürzt, die egoistischen nicht. Das ist able Sparsamkeit. Wir brauchen eine kühne Sparsamkeit, die etwas wagt und sich der Verantwortung für einander bewußt bleibt. Privatdozent Dr. Gerloff (Tübingen): Die Industrie von Luxusartikeln ist notwendig, weil die Beschränkung der Industrie auf Herstellung des absolut Notwendigen preisdrückend, lohnbrückend, kulturhemmend wirken würde. Pfarrer Lehmann (Hornberg): Die Kirche, speziell der Pfarrer muß eine Art von Luxus bekämpfen, die sittlich und religiös verflachend wirkt, z. B. auch den Geschenkluxus bei manchen Konfirmationsfeiern. Professor Dr. Harnack: Unbestreitbar richtet der Luxus, auch wenn er zu 90% Gutes schafft, eine Scheidewand auf zwischen denen, die ihn haben, und denen, die ihn nicht haben können. Das behält etwas Deprimierendes. Wir können diesen schweren Tatbestand erleichtern einmal, indem wir die von uns als unentbehrlich erkannten Güter (z. B. Bäder, Bücher, Museen) der Allgemeinheit zu gemeinsamem Gebrauch verschaffen, und sodann indem wir den Luxus nicht in den Tag hinein üben, sondern uns auch

Die Dame mit den Rosen.

Kriminalroman von G. Luis.

4) (Nachdruck verboten.)
Nach einigem weiteren Zögern sagte nun Jakob: „Ich sollte schleunigst für den Herrn die Sachen packen, er wollte eine Reise unternehmen.“

Untersuchungsrichter und Protokollführer wechselten einen bedeutungsvollen Blick miteinander.

Das weitere Verhör drehte sich um die Art und Weise, wie Karl seinen Diener behandelt habe, über das Verhältnis zwischen Karl und seinem Onkel, um die Lebensgewohnheiten Karls, über die Jakob aus sagte, der Herr Doktor habe seines Wissens niemals geheime Liebschaften gehabt und sein Lebenswandel wäre solider gewesen, als man ihn bei einem reichen und unabhängigen jungen Berliner Herrn gewöhnt ist.

Endlich war das Verhör beendet, und als der Untersuchungsrichter mit seinem Schreiber in der Drohsche saß, sagte er zu diesem:

„Sellen ist die Entdeckung eines Verbrechers so einfach gewesen. Wir haben den Richtigen gefaßt. Der alte Kommerzienrat lebte dem Neffen, der auf dessen Schätze wartete, zu lange. Das Weggehen abends auf eine Stunde war nur eine List, um sein Mißli glaubhaft zu machen. Seine Stiefel passen genau in die Fußspuren in dem sandigen Hofe. Gewalt ist bei den Schließern des Geldspindes nicht angewendet worden, weil dem Neffen die Geld-

spindenschlüssel direkt zur Verfügung standen. Und nun noch die geheimen Abreisevorbereitungen. Gled an Gled paßt in diese Kette.“

Charlotte war in ihrem elterlichen Hause äußerst streng erzogen worden. Ihr Vater, ein höherer Beamter, hatte durch die Verlobung seiner Tochter mit dem ebenso reichen als angesehenen Kapitän Gonsby ihr Lebensglück zu sichern gehofft.

Charlotte hatte vor zwei Jahren in diese Verbindung eingewilligt, ohne den bereits alternden Kapitän, der jetzt seine letzte Fahrt machte, zu lieben. Ihr Bruder Anton hatte ihr die Zukunft an der Seite des Kapitäns in den glänzendsten Farben geschildert und fühlte sich berufen, den eiferfüchtig wachenden Anwalt seines früheren Vorgesetzten zu spielen und zugleich während dessen Abwesenheit der Hüter seiner Schwester zu sein, der mit Argusaugen über sie wachte — ein Zwang, der ihr auf die Dauer sehr unbequem wurde, ohne daß sie die Kraft, sich dagegen zu wehren, in sich verspürte.

Bald nach ihrer Verlobung hatte sie den jungen Doktor Karl Holmann kennen gelernt, und sie empfand dabei zum ersten Male jene wirkliche Liebe, die eben ganz in dem Geliebten aufgeht.

Charlottes Wagen hielt vor dem Ministerhotel. Sie eilte die mit prächtigen Gewächsen besetzte Treppe hinauf, übergab ihren Mantel einer Kammerfrau, betrachtete sich prüfend in dem hohen Spiegel des Vorzimmers und trat dann in den helleleuchteten Saal.

Erschreckt fuhr sie aber sogleich wieder zurück. Ihr Bruder trat ihr entgegen, bot ihr den Arm und führte sie zur Dame des Hauses, von der sie mit einigen Artigkeiten empfangen wurde.

„Du bist früher von deinen Geschäftsgängen zurückgekommen, als du meinstest“, sagte Charlotte und warf einen ängstlichen Blick auf ihren Bruder, dessen eigentümliches Lächeln sie beunruhigte.

„Ich erinnerte mich noch rechtzeitig des Balles und verließ die mir befreundete Familie, bei der ich mich aufhielt. Ich komme nach unserer Wohnung, das Mädchen sagt mir, Fräulein ist bereits fortgefahren. Ich werfe mich in Balloilette und vor elf Uhr war ich hier. Jetzt ist es halb zwölf.“

Charlotte erbehte.

„Ich ging früh fort, und um hier nicht zuerst anzukommen, machte ich vorher einen Besuch bei Tante Cäcilie.“

„Bei der Tante in dieser Toilette?“

„Ja!“

Charlotte verging fast vor Angst.

In diesem Augenblick verbeugte sich der Advokat Schwinger ehrerbietig vor Charlotte. Um einer weiteren Unterhaltung mit ihrem Bruder zu entgehen, die sie mit einem geheimen Entsetzen fürchtete, legte sie ihre zitternde Hand in die des jungen Advokaten, als dieser um einen Tanz bat.

Während der Quadrille war Charlotte das Bivavis des Affessors von Weidental und Anna von Balmoden, der Tochter des Staatsanwalts. So heiter und gut gelaunt die junge Dame zu sein

über den Eindruck auf die anderen besinnen. Reichstagsabg. Dr. Naumann: Der moderne Mensch muß rechnen. Das hat Gustav Werner mit Schmerzen erfahren müssen; er hat gleichsam einen Luxus der Wohlthätigkeit geübt. Da hatte Wohl recht: „Auch das anerkanntwerteste Gottvertrauen kann eine geordnete Buchführung nicht ersetzen.“ Man kann allerdings auch zu sehr rechnen; das tun die Franzosen. Besonders tut den unteren Volksschichten das Rechnen not. Ihre Einnahmen sollen sich steigern, aber sie müssen geordnet verwendet werden. Deshalb ist z. B. das Streben nach Kürzung der Lohnzahlungsfristen bedenklich, da hiedurch die Menschen des Rechnens entwöhnt werden. Noch eins: in Deutschland wird zu viel Schund gekauft, Talini, Scheindinge ohne Wert. Das ist der Luxus äußerster Sorte. Pfarrer Dr. Smelin (Großgartach): Die vierte Bitte des Vaterunsers können wir nur mit gutem Gewissen beten, wenn wir uns von prozigem Luxus freihalten und Liebe üben. Graf Posadowsky verzichtet aufs Schlusswort.

Darmisches.

Das ergiebige Steuerprojekt. In einer Gesellschaft machte ein Herr die Tafelrunde durch einen langweiligen Trinkspruch gähnen. Als er gend, erhob sich ein anderer mit den Worten: „Meine Herrschaften, Sie werden sich nicht wundern, daß der Trinkspruch meines geehrten Vorredners mich derart begeisterte, daß ich die Lösung eines lange gesuchten Rätsels endlich gefunden habe, nämlich die Auffindung eines neuen und ergiebigen Steuerobjektes. Dasselbe ist ein Luxusartikel, wird in Ueberfülle produziert und zwar allerorten. Es heißt: „Der Trinkspruch!“ Und ich schlage vor, daß für jeden guten Trinkspruch die versammelte Gesellschaft, für jeden schlechten der Redner die Steuer zu entrichten habe.“ Allseitiger Applaus. Auch der erste Redner muß wohl oder übel mitklatschen. Er soll aber seitdem keinen Toast mehr gehalten haben.

Trinkfeste Männer. Ein Holsteiner namens Daumersdick, der im Jahre 1533 im Alter von 103 Jahren starb, war seinerzeit der stärkste Mann seines Landes, denn er hob und trug mit einemmal 17 Scheffel Weizen. Einst rang er mit einem ihm fast gleichstarken Mann, den er besiegte. Die Wette galt drei Ohm guten Rotwein, welche beide Ringer ohne andere Beihilfe in einem Zuge austranken und die der damalige Herzog von Holstein bezahlte. Profit!

Die Teppiche des Zaren. Aus Petersburg wird gemeldet: Ein ledes Räuberstückchen wurde am vergangenen Samstag unmittelbar unter den Augen der Polizei verübt. Bei der Einweihung des Denkmals für den Zaren Alexander III. war der ganze Platz am Nikolai-Bahnhof, wo das Monument seinen Platz gefunden hat, mit kostbaren Teppichen aus den kaiserlichen Schatzkammern ausgelegt worden. Sowie die Feierlichkeit vorüber war, erschienen 24 Wagen, auf die eine Anzahl Arbeiter die Teppiche verlad. Den wachhabenden Polizeioffizieren, die im großen Umfange die Straßen ab-

gesperrt hatten, wurde es einigermaßen schwül zu Mute, als eine halbe Stunde später eine zweite Wagenkolonne erschien, die gleichfalls die Teppiche abholen wollte. Da sich die Führer dieser Kolonne als Palastbeamte ausweisen konnten, wurde es bald klar, daß sich die Polizei von einer Bande äußerst sicher auftretender Banditen hatte täuschen lassen. Trotz aller Bemühungen ist es bisher nicht gelungen, irgend etwas über den Verbleib der gestohlenen Teppiche in Erfahrung zu bringen.

Nicht übel. Ein drolliges Stückchen ereignete sich kürzlich an der Pforte des Immenstädter Kapuzinerklosters. Dürftige Kinder bekommen dort öfters Brot verabreicht. Weil aber bekanntlich fremdes Brot besser schmeckt, mischt sich hie und da auch ein Kind gut situierten Eltern darunter. So machte es auch das Söhnchen des dortigen evangelischen Stadtpfarrers. Als aber eines Tages der Bruder Pförtner die Kinder nach den Namen der Eltern fragte, fürchtete der Kleine, als Protestant könnte er der Gabe verlustig gehen und antwortete rasch entschlossen: „Ich gehöre dem katholischen Stadtpfarrer dahier!“ Das Antlitz des Kapuziners soll sich ob dieses überraschenden Bescheides etwas in die Länge gezogen haben.

Die Polarreise einer Tonne. Eine Tonne, die vor neun Jahren von der Geographischen Gesellschaft zu Philadelphia nördlich der Behringstraße ausgesetzt wurde und die so lange Zeit dem Druck des arktischen Eises widerstanden hat, ist jetzt wieder in den Besitz der genannten Gesellschaft gelangt und hat durch ihre lange Irrfahrt der Polarforschung wertvolle Aufschlüsse über die Strömungen in den Polarmeeren gebracht. Die Tonne gehörte zu einer ganzen Flotille von 35, die in den Jahren 1899 bis 1901 ausgesetzt wurden, um Anhaltspunkte über die Richtung und die Schnelligkeit der Meeresströmungen um den Pol herum zu liefern. Jede war numeriert und enthielt in vier Sprachen Mitteilungen an den Finder, der gebeten wurde, sie dem nächsten amerikanischen Konsul oder der Gesellschaft selbst zurückzusenden, unter genauer Angabe der Zeit und des Orts der Auffindung. Die erste Tonne hat nun ihren Weg an die Küste der Insel Sörd in Norwegen gefunden und wurde der Gesellschaft von dem bekannten Polarforscher Kapitän Amundsen zurückgeschickt. In über 8 Jahren hat sie 2400 englische Meilen in der Luftlinie zurückgelegt; da sie wahrscheinlich mit Umwegen den Strömungen gefolgt ist, war ihr tatsächlicher Weg jedenfalls viel länger. Das Experiment zeigt, daß die Bewegung der Polarströmungen von Westen nach Osten geht. Es bestand bereits die Vermutung, daß solch eine Strömung existiere, und um sie zu bekräftigen, war der Versuch unternommen worden. Kapitän Amundsen baut seinen neuen Plan einer Polarexpedition auf den Annahmen auf, zu denen die Polarreise dieser Tonne ihn geführt hat.

Ein Drama im Schlachthaus. Aus New-York wird berichtet: Ein gräßlicher Vorgang hat sich am Samstag im Schlachthause von Chicago abgespielt. Es war kurz nach der Mittagspause.

Der Schlächtergeselle John Murphy war an seiner gewohnten Arbeit, Schweine abzustechen, als er plötzlich mit einem wilden Schrei von seinem Platze aufsprang, sich auf Dr. Hayes stürzte und ihn mit drei Stichen mit dem großen Schlachtmesser blutüberströmt zu Boden warf. Im Arbeitsaal brach eine Panik aus, man erkannte, daß Murphy plötzlich wahnsinnig geworden war, und alles stürzte zu den Ausgängen. Aber der geistesgestörte Schlächter war schneller. Er sprang in die Menge und rechts und links tauchte er sein Messer in raschen Stößen in die Körper der Flüchtlinge. Jeder, den er traf, fiel sterbend zu Boden. Die Menge eilte die Treppe herab, gefolgt von dem Wahnsinnigen. Ein Arbeiter packte eine Eisenbarre und schlug sie Murphy auf den Kopf; der Wahnsinnige stürzte nieder, sprang aber sofort wieder auf und stredte mit seinem spitzen scharfen Messer noch zwei Männer nieder, ehe es gelang, ihn zu überwältigen. Die wütenden Kameraden mißhandelten den Geistesgestörten aufs Grausamste, bis die Polizei endlich sein Leben schützte. Er wurde gefesselt und auf die Polizeiwache gebracht. Murphy war einer der stärksten und größten Männer im Schlachthause. Als er überwältigt wurde, lagen fünf Arbeiter tot in ihrem Blute und vier andere wurden sterbend ins Krankenhaus gebracht. Wie durch ein Wunder entging ein Tierarzt dem gleichen Schicksal. Mit gezücktem Messer stürzte der Wahnsinnige auf ihn zu. Aber der Tierarzt, der sich eingehend mit Hypnose beschäftigt hatte, erhob mit gebieterischer Bewegung seine Hand und startete dem Wahnsinnigen mit festem Blick in die Augen, Murphy blieb stehen, lästete dann grüßend seine Miße und rief freundlich lächelnd: „Hallo, Doktor!“ Dann wandte er sich um und stürzte sich mit dem Messer auf die anderen Flüchtlinge.

Zweifelbige Charade.

Wer Eins—Zwei als Stadt will sehn,
Der muß hin nach Baden gehn.
„Kommt die Erste spät die Zweite —
Spricht im Ganzen eine Frau —
„Was ich tu“, weiß ich genau.
Ich bin still und alle Leute
Merken nichts im ganzen Haus.
Wenn ich aber raisonniere,
Zackere, lamentiere,
Küßt die Erste noch mal aus,
Boshast sagen dann die Leute:
„Mutter zankt schon wieder heute.“

Auflösung des Wechsel-Rätsels in Nr. 91.

Wunde — Wunder.

Wichtig gelöst von Hilde Blach, W. Kübler in Neuenbürg und Friedr. Fersch, Schmiedestr., in Gräfenhausen.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 92 ds. Bl.

Während der Fahrt von A nach B machte jedes der beiden Hinterräder 5000 Umdrehungen. Die beiden Orte A und B sind 16 Kilometer von einander entfernt.

schien, so traurig und innerlich zerrissen war Charlottes Gemüt. Eine geheime Ahnung ließ ihr das Orchester des Balles als die Trauermusik ihrer Zukunft erscheinen. Sie sah den Himmel mit düsteren Wolken bedeckt. Sie dachte nicht mehr daran an Karl zu schreiben, um ihn zu beruhigen, sondern in wunderbar plötzlicher Umwandlung ihrer Gesinnungen lieber mit ihm zu fliehen, als dem Jörn und der Rache ihres Bruders zu trotzen, den sie lange schon verachtet und jetzt zu fürchten begonnen hatte. „Morgen“, sagte sie sich im Stillen, „suche ich ihn auf, wir gehen ins Ausland und verlassen uns nimmermehr!“

Schwinger unterbrach sie in diesem Gedankengange, indem er sich zu ihr neigte und ihr zuflüsterte: „Die Frau Minister fixiert Sie sehr scharf und wie es mir scheint, spricht sie dabei nicht gerade allzu freundschaftlich von Ihnen. Gestatten Sie mir, Ihnen einen Rat zu geben. Wenn Sie einen geheimen Kummer haben sollten — und ich ahne, daß dem so ist — so lächeln Sie, ob es Ihnen auch noch so schwer fallen möge. Bedürfen Sie meines Beistandes, so zählen Sie nur auf mich und meine Verschwiegenheit. Ich liebe Karl wie einen Bruder.“ Charlotte sah den Rechtsanwalt halb erschreckt an. Die Vertraulichkeit, die in seinen Worten lag, überraschte und entsetzte sie zugleich: Sie mußte sich sagen, daß Schwinger ihr Geheimnis, das sie vor aller Welt verborgen glaubte, entweder direkt kenne oder doch argwöhne. Sie nahm deshalb, ohne zu antworten, die Miene verletzten Stolzes an.

„Sie mißverstehen mich, verehrtes Fräulein“, fuhr Schwinger mit sanfter Stimme fort, aus der die unzweideutige Teilnahme wiederklang. „Die Geliebte meines Freundes ist mir heilig, ich werde über sie wachen. Ich werde den Ball erst nach Ihnen verlassen.“

Die Quadrille war vorbei, Schwinger führte seine Tänzerin auf ihren Platz zurück. Die Wangen des jungen Mädchens glöhnten. Sie fuhr mit der Spitze des Taschentuches darüber hin.

„Wo ist dein Fächer?“ fragte jetzt Anton, der begierig auf das Ende des Tanzes gewartet zu haben schien.

„Mein Fächer? — Ich habe ihn vergessen — ich habe ihn bei Tante Cäcilie liegen lassen.“

„Ich werde ihn holen, Charlotte. Du sollst ihn nicht während des Balles entbehren.“

„Ich bitte dich, Anton!“ rief Charlotte. „Der Fächer ist ja nicht so wichtig.“

„Er gehört zu deinen Verlobungsgegenständen von Kapitän Honsby. Ueberdies ist ein Fächer ein für den Fall unentbehrlicher Gegenstand.“

„Wohin eilen Sie, Herr von Liebetraut?“ rief die Frau Minister dem sich sofort Entfernenden nach.

„Ich hole den Fächer meiner Schwester.“

„Ein herrlicher Bruder. Ein wahres Muster der Galanterie!“

Charlotte war einer Ohnmacht nahe, als sie ihren Bruder aus dem Saal verschwinden sah. Sie ward so bleich, daß sie jedem, der sie betrachtete,

auffallen mußte. Fräulein von Walmoden kam ihr zu Hilfe und Schwinger bot ihr den Arm, um sie in ein Nebenzimmer zu führen.

„Ich bin verloren“, flüsterte Charlotte ihrem Begleiter zu.

Der junge Herr von Liebetraut stieg in seinen Wagen und fuhr nach dem Hause seiner Tante. Nach wiederholtem heftigen Schellen öffnete ein alter Hausdiener vorsichtig die Tür und näherte die Laterne dem Gesicht des Besuchers.

„Wo ist Tante Cäcilie?“ fragte Anton.

„Sie schläft bereits. Sie wissen ja, daß von zehn Uhr ab hier alles schläft.“

„Gut, so wecke die Tante sofort und sage ihr, daß ich sie sprechen muß. Ich werde im Wohnzimmer warten.“

Der Diener ging und nach einiger Zeit erschien Tante Cäcilie, in deren Gesicht sich eine mit Besorgnis gemischte Erwartung ausprägte.

„Was bedeutet dieser Besuch zu so ungewöhnlicher Stunde, lieber Neffe?“ fragte die alte Dame. „Ist etwa meiner Nichte etwas Besonderes widerfahren?“

„Nein“, entgegnete Anton.

Die Dame sah ihn erstaunt an.

„Ich habe ja Charlotte seit acht Tagen gar nicht bei mir gesehen!“ antwortete Tante Cäcilie.

— Fortsetzung folgt. —